

# Rudolf Alexander Schröder im Dritten Reich

Herausgegeben von  
Gunilla Eschenbach

SONDERDRUCK

WALLSTEIN VERLAG 2015

## Inhalt

Einleitung . . . . .	7
Rainer Bayreuther Schröder über Dichter, Volk, Gott. . . . .	13
Robert Norton Rudolf Alexander Schröders »Entrinnen« Ein geronnenes Porträt . . . . .	50
Lars Korten Vielfach verstanden und völlig verschlüsselt? Rudolf Alexander Schröders <i>Die Ballade vom Wandersmann</i> als Widerstandslyrik . . . . .	63
Rainer Bayreuther / Gunilla Eschenbach <i>Das Osterspiel</i> von Rudolf Alexander Schröder und Hermann Simon und das Fest der deutschen Kirchenmusik 1937 . . . . .	84
Ulrich von Bülow Der Schriftsteller als Seelsorger Kriegsbriefe an Rudolf Alexander Schröder. . . . .	105
Yvonne Zimmermann Zum Korrespondenznetzwerk Rudolf Alexander Schröders im Nationalsozialismus . . . . .	128
Gunilla Eschenbach »Unpolitische Betrachtungen« bei Schröder . . . . .	164
Dirk Werle Schröders »Humanismus« . . . . .	174
Hanna Klessinger »Goethesche Existenz« Die (Selbst-)Stilisierung des »inneren Emigranten« Rudolf Alexander Schröder . . . . .	195
Abbildungsnachweis und Hinweis zur Zitation . . . . .	217

Robert Norton

Rudolf Alexander Schröders »Entrinnen«

*Ein geronnenes Porträt*

Man steht vor Rudolf Alexander Schröder wie vor einem vielleicht unlösbaren Rätsel, einem im wörtlichen Sinne zu nehmenden Paradoxon, das heißt, einem Phänomen, das scheinbar niemals endgültig festgelegt werden kann, weil immer und immer wieder, wenn man sich mit ihm lang genug beschäftigt, etwas Entgegenstehendes, Zuwiderlaufendes unvermutet zutage tritt, was das vermeintlich bereits Sichergestellte wieder in Frage stellt oder zumindest in ein unerwartetes Licht rückt. Es haftet, so scheint es, etwas zutiefst Ambivalentes, etwas wesentlich Zweideutiges oder einfach Unentschiedenes an ihm, was einer definitiven Zuordnung seiner Person trotz. Wer war, wer ist Rudolf Alexander Schröder? Fangen wir als erstes Beispiel dessen, was ich meine, mit dem Versuch einer Bestimmung seiner Bedeutung an; der Relevanz seines Werks und seines Einflusses, seiner literarischen oder kulturellen Leistung. Zu Lebzeiten, wie wir wissen, war Schröder angesehen und gefeiert als ein begnadeter Übersetzer, Essayist und Dichter von sowohl weltlichen als auch geistlichen Gedichten – darauf werde ich später noch zu sprechen kommen –, aber auch als Innenarchitekt und als Mitbegründer der Zeitschrift *Die Insel*, woraus der Verlag gleichen Namens gleichsam organisch erwuchs. Zudem war Schröder weithin bekannt als begeisterter Bibliophiler und als Freund oder wenigstens Bekannter einiger der brilliantesten und brisantesten Persönlichkeiten einer Zeit, der es an großen, kontroversen Gestalten beileibe nicht mangelte. Die Etablierung des Bremer Literaturpreises, die seine Heimatstadt zu seinen Ehren 1953 stiftete, schien seinen Rang nicht nur endgültig anzuerkennen, sondern auch auf absehbare Zeit zu sichern.

Doch bald nach seinem Tod am 22. August 1962 – und vermutlich noch davor – gab es erste Anzeichen dafür, dass Schröders Platz am Himmel der Ewig-Glänzenden vor dem Verrücken in dunklere Ecken

im Universum des Geistes doch nicht gefeit war. In einem Band, der aus Anlass seines 85. Geburtstages im Jahr 1963 ursprünglich als Festschrift hätte erscheinen sollen, der aber wegen seines Ablebens im Jahr zuvor in ein Gedenkbuch umfunktioniert werden musste, wurde schon die folgende Sorge geäußert:

Sollte das Achselzucken, mit dem in Kreisen der jüngeren und jüngsten literarischen Generation vielfach auf die Gestalt Schröders reagiert wird, die einzige und endgültige Reaktion auf den Mann und das Werk sein?<sup>1</sup>

Heute, fünfzig Jahre später, dürfen wir diese Frage entschieden, wenn auch vielleicht noch vorläufig, verneinen: Die Erwähnung des Namens Rudolf Alexander Schröder wird in diesen Tagen bei den meisten Menschen verschiedensten Alters und diverser Bildungsgrade kein gleichgültiges Achselzucken, sondern allenfalls einen fragenden Blick hervorrufen.

Was war es also, das Schröder in den Augen seiner Verehrer und Freunde auszeichnete? Wenn es eine Konstante unter den vielen Huldigungen gibt, die ihm in der Gedenkschrift von 1963 dargebracht werden, ist es die Feststellung, dass Schröder eigentlich und wesentlich »ein Humanist« gewesen sei. Er sei, in den Worten Karl Korn, »[e]iner der letzten großen Bewahrer bürgerlicher Geistes-tradition«, ein »hanseatische[r] Patrizier und Humanist.«<sup>2</sup> Das Wort taucht so häufig in Verbindung mit Schröder in den Beiträgen des Gedenkbuches auf, dass diese bloße Tatsache einige der Gratulanten zu einer Thematisierung dieses Tatbestandes selber führt. »Ein Humanist?«, fragt Kurt Ihlenfeld, der Herausgeber des Buches *Dem Dichter zum Gedächtnis*, und beantwortet die eigene Frage mit einem etwas verhaltenen: »Ja, gewiß«. Und noch verdunkelnder und einschränkender fügt Ihlenfeld hinzu: »Aber ein mit jener »Menschlichkeit« gesegneter, von welcher Kierkegaard sagt: »ihm diene die Anfechtung zu einer Bestätigung in dem inwendigen Menschen.«<sup>3</sup> Manfred Hausmann hebt in seiner Laudatio gleichfalls das humanistische Element von Schröders Schriftstellertätigkeit hervor: »[O]b er dichtet oder deutet, ob er forscht oder handelt, ob er den Blick in die Vergangenheit, auf die Gegenwart oder in die Zukunft richtet, er tut es als Humanist.« Haus-

1 Karl Korn: »Dichter, Schutzgeist, Hüter der Sprache«. In: *Rudolf Alexander Schröder. Dem Dichter zum Gedächtnis*. Hg. von Kurt Ihlenfeld. Witten und Berlin 1963, S. 12-15, hier S. 12.

2 Ebd.

3 Kurt Ihlenfeld: »Tolle lege«. In: *Rudolf Alexander Schröder. Dem Dichter zum Gedächtnis*. Hg. von Kurt Ihlenfeld. Witten und Berlin 1963, S. 46-72, hier S. 66.

mann geht noch weiter und behauptet, »es dürfte schwerfallen, unter den Abendländern unserer Tage einen zweiten zu finden, der [...] wie er die humanistische Idee in Fleisch und Blut vorgelebt hat.«<sup>4</sup> Allerdings schränkt auch Hausmann dieses in der Tat recht überschwängliche Urteil anschließend ein, indem er schreibt: »Dennoch darf man Rudolf Alexander Schröder nicht schlechthin einen Humanisten nennen. Für ihn ist der Humanismus keineswegs der Weisheit letzter Schluß.« Hausmann kleidet die Fortsetzung seines Gedankens in einige rhetorische Fragen:

Wohin gelangt der Humanismus denn, wenn er mit seinen edelsten und lautersten Kräften, mit dem hellmachenden Logos also, dem er sich zugeschworen hat, mit der Gedankenklarheit, mit der Logik in völliger Unerschrockenheit weiter und weiter vordringt? Gelangt er nicht an eine Grenze, hinter der ein Geheimnis beginnt, das er nicht zu bewältigen vermag? Stößt nicht alles humanistische Fragen, wenn es nur beharrlich und mutig genug ist, auf das Geheimnis der Transzendenz und damit auf die eigene Ohnmacht? [...] Der Humanist, der, wie Schröder, den humanen Weg bis ans Ende geht, was die meisten freilich nicht wagen, gelangt mit Notwendigkeit früher oder später dorthin, wo die Welt unheimlich und unertragbar zu werden beginnt, weil alles und jedes in Frage gestellt ist. Dann ist der Zeitpunkt gekommen, an dem das grauenvolle Nihil sich anschickt, zu triumphieren.<sup>5</sup>

Und damit sind wir schon an dem Ort angelangt, wo sich die wirklich schwierigen und tiefen Fragen auftun, Fragen über einen Mann, der nicht nur als ein »deutscher Traditionalist«,<sup>6</sup> ja als ein »erkonservativer Poet nach alten Mustern«,<sup>7</sup> wie es wieder einmal Karl Korn ausdrückt, bezeichnet wurde, sondern über jemanden, der auch in der kritischsten Zeit seiner jüngsten Geschichte in Deutschland blieb, der nicht ausgewandert, sondern in die sogenannte »innere Emigration« gegangen ist. Denn es war vor dem Hintergrund dieser Erfahrung, das heißt der Entscheidung, Deutschland nicht zu verlassen und sich mit der gegebenen Situation irgendwie abzufinden, dass Schröder an jenes Geheimnis stieß, von dem Hausmann sprach, nämlich ein Gewahrwerden der eigenen Ohnmacht und der Verantwortung vor sich selbst.

4 Manfred Hausmann: »Ein Abschiedswort«. In: *Rudolf Alexander Schröder. Dem Dichter zum Gedächtnis*. Hg. von Kurt Ihlenfeld. Witten und Berlin 1963, S. 94-104, hier S. 99.

5 Ebd., S. 100f.

6 Korn (Anm. 1), S. 14.

7 Ebd., S. 12.

Klaus Goebel veröffentlichte 2009 einen Aufsatz mit dem Titel *Von der Gewalt und ihren Schergen bedroht. Rudolf Alexander Schröders Ablehnung des Nationalsozialismus*, worin Goebel auf den Humanismus Schröders eingeht, insbesondere zu einer Zeit, wo der Humanismus und vieles mehr akut bedroht war. Der Verfasser schreibt, dass Schröder »zu den deutschen Schriftstellern [gehört], deren Widerstand gegen das Nazi-Regime nicht aktuell-politisch wirksam wurde, »sondern« – und hier zitiert Goebel Richard Löwenthal – »im Sinne der Bewahrung der humanen und humanistischen Tradition unserer Zivilisation«.<sup>8</sup> Das heißt, Bewahrung der Tradition als Akt des Widerstands, also Schröders Humanismus als tätiges Bollwerk gegen die Barbarei verstanden. Das ist eine gangbare These. Ich schlage vor, wir stellen sie auf die Probe.

Es ist auffallend, wie sehr Schröder in den ersten Jahren nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten bestrebt war, politische Tendenzen in der Literatur, ja die Literatur als solche als politische Instanz hervorzukehren – eine bemerkenswerte Tendenz auch darum, weil er die vermeintlich politische Wirksamkeit der Literatur bewusst und ausdrücklich im Gegensatz zu der herkömmlichen Meinung des Gegenteils immer wieder unterstrich. Schon 1933 veröffentlicht Schröder einen Aufsatz mit dem programmatischen Titel *Das deutsche politische Weltbild im Werk und Leben Goethes*, deren erster Satz aufhorchen lässt und fast als Leitwort zu Schröder selbst dienen könnte: »Man stößt beim Lesen manchmal auf unerwartete Dinge.«<sup>9</sup> Das Unerwartete, das Schröder hier meint, ist eine Behauptung, die er, wie er berichtet, unlängst in einer wissenschaftlichen Abhandlung gelesen habe, dass nämlich Goethe »im eminentesten Sinne ein unpolitischer Dichter« war. Das Kopfschütteln Schröders über diese Aussage ist spurbar.

Waren nicht unzählige unter den Weistümern der *Reimsprüche*, der *Zahmen Xenien*, der *Maximen und Reflexionen*, war nicht zum Beispiel dies aus dem zweiten *Faust*:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben  
Der täglich sie erobern muß ...  
ein Weistum politischer Natur?<sup>10</sup>

8 Klaus Goebel: »Von der Gewalt und ihren Schergen bedroht. Rudolf Alexander Schröders Ablehnung des Nationalsozialismus«. In: *Religion braucht Bildung – Bildung braucht Religion*. Hg. von Lars Bednorz. Würzburg 2009, S. 123-133, hier S. 123.

9 GW2,452. Dort mit der Jahreszahl 1934. Der Text wurde erstmals veröffentlicht im *Goethe-Kalender auf das Jahr 1934*. Hg. von Ernst Beutler. Leipzig 1933, S. 129-151.

10 GW2,452.

So fragt Schröder voller skeptischer Zweifel. Sein ganzer Text dient folglich dem Versuch, die weitverbreitete Ansicht, dass Goethe, wie auch das gesamte deutsche Volk bzw. »der Deutsche [...] als solcher« ein unpolitisches Wesen sei,<sup>11</sup> zu entkräften. Allerdings räumt Schröder ein, dass die Deutschen bislang keine sonderliche Begabung auf dem Feld der politischen Betätigung gezeigt hätten, teilweise auch darum, so argumentiert er, weil das deutsche »Rechtsgefühl« so ausgeprägt sei und – das ist die unausgesprochene, aber naheliegende Folgerung – die Deutschen beim Verwirklichen ihrer höchsten politischen Ziele zurückgehalten habe: »Wer [...] könnte verkennen, daß die Deutschen seit alters ein Rechtsvolk sind wie wenig andre?«<sup>12</sup> Was aber wie eine Auszeichnung klingt, wird in Schröders Händen zu einem verderblichen Hemmnis umgedeutet:

Unter dem Zwang dieses in ganz eigener Weise bedingten Rechtsbewußtseins und Pflichtbewußtseins, deren gemeinsames System uns durch den Begriff der Verantwortung gegeben ist, sind wir nicht nur die Rechtsucher und Rechthaber unter den Nationen geworden, sondern auch das Volk der Organisatoren und Amtswalter. Und wie jeder Organisation bei fortschreitender Verfeinerung die Gefahr der Aufspaltung in allzu scharf und eng umgrenzte Tätigkeitskreise droht, so auch diesem System der Verantwortungen.<sup>13</sup>

Auch hier herrscht nicht völlige Klarheit darüber, worauf Schröder anspielt – es scheint, als ob er die angebliche Verzettelung der politischen Energien der Deutschen deren Aufgehen in impotenter Bürokratie zuschreibt –, aber wenig später macht er seine Absicht deutlich genug:

Denn, Hand aufs Herz: wenn der Deutsche seinem unveräußerlichen Rechtsgefühl auch jene Räume politischen Wollens und Gestaltens pflichtig machen möchte, in denen die zusammengefaßten Kräfte ganzer Nationen in ununterbrochenem Wettstreit einander begegnen, wird er nicht leicht dem Traumwandler gleichen, dem es nichts verschlägt, ob er nach Kronen oder nach Sternen greift? Wir haben in unsrer jüngsten Vergangenheit unter uns mißglückte Rechtsapostel und Friedensapostel genug erlebt, um zu verstehen, worum es sich handle.<sup>14</sup>

<sup>11</sup> GW2,453.

<sup>12</sup> GW2,454.

<sup>13</sup> GW2,456.

<sup>14</sup> GW2,458.

An dieser Stelle gibt Schröder den Versen aus *Faust II* eine neue Wendung, indem er sie aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang reißt:

Träumt ihr den Friedenstag?

Träume, wer träumen mag.

»Krieg« heißt das Losungswort,

»Sieg«, und so schallt es fort

lautet die freilich nicht aus ungeteiltem Herzen gegebene Antwort des Staatsmannes und Weltmannes Goethe [...]. Und doch hat dem traumhaften Ausgreifen und Eingreifen des »deutschen Michel« in die Weltbegebenheiten zuzeiten eine so gewaltige Schwungkraft und Stoßkraft innegewohnt, daß er zwei seiner imperialistischen Träume, den mittelalterlichen des römischen Kaisertums deutscher Nation und den wilhelminischen des »Platzes an der Sonne«, ihrer Verwirklichung tragisch nahegeführt hat.<sup>15</sup>

In den tausend Jahren seiner politischen Entwicklung habe also die hemmende Wirkung des ununterdrückbaren Rechtsbewusstseins des deutschen Volkes es immer wieder an der endgültigen Erreichung seines eigentlichen Schicksals gehindert. Die träumenden Deutschen – jene legendären Dichter und Denker, aber auch die neuartigen »Friedensapostel« und Pazifisten, von den Bürokraten ganz zu schweigen – ließen sich nach Schröder allzu oft vom Pfad der höchsten politischen Erfüllung irreleiten, und zweimal sogar auf tragische Weise, als das Ziel zum Greifen nah war. Es kann kein Zufall sein, dass Schröder im Jahre 1934 als die zwei Hauptbeispiele des verhängnisvollen politischen Scheiterns der Deutschen das Heilige römische Reich deutscher Nation und das deutsche Kaiserreich anführt, welche beide einem übertrieben ausgeprägten Rechtssinn, d. h. einem angeblichen Mangel an der Bereitschaft, das Notwendige und, wenn es sein muss, auch das Unrechtmäßige zu tun, geschuldet gewesen seien. Beide Staatsformen teilten das gemeinsame Los eines kläglichen, frühzeitigen Endes, und diese Enden des ersten und des zweiten Reiches seien durch den fatalen träumerischen deutschen Hang zur Gerechtigkeit und Friedensliebe verursacht worden. Implizit, latent aber unüberhörbar mitschwingend ist in diesen Ausführungen die Hoffnung angelegt, dass es diesmal, beim dritten, anders und besser ausgehen möge.

Damit hat Schröder den ideellen und historischen Rahmen gesetzt, in dem er das Märchen vom unpolitischen Goethe nachdrücklich zu beseitigen oder, wie Schröder es formuliert, »die Rede von dem unpolitischen, dem vaterlandsfremden Genießer seiner selbst ein für alle-

<sup>15</sup> GW2,458f.

mal glorreich zu widerlegen« sucht.<sup>16</sup> Wir brauchen uns nicht weiter mit den Ausführungen aufzuhalten, die Schröder zu den einzelnen Werken Goethes ausbreitet, die seine These erläutern und erhärten sollen. Doch eine Passage verdient es, erwähnt zu werden, in der Schröder auf die ihm eigene Weise – etwas indirekt und verschleiert, aber trotzdem zweifellos – auf die gegenwärtige Zeit Bezug nimmt. Kurz vor dem Schluss des Aufsatzes, beim Nachdenken über den alten Goethe am Ende seines Lebens, erlaubt sich Schröder folgenden Kommentar:

Denken wir noch einmal an die politischen Lehrjahre des greisen Erdenwanderers zurück. Wohl war inzwischen in manche Moderkammer des staatlichen und bürgerlichen Lebens frischere Luft gedrungen; manches ließ sich erfreulicher an, als er zu Zeiten schweigenden Verzichtes zu hoffen gewagt. Aber der dumpfe Druck der Restauration lastete auch auf ihm, der sich in jenen Altersjahren einmal als die »demokratischere Natur« im Gegensatz zu Schiller bezeichnet. Auf der anderen Seite schreckte ihn nach wie vor das Überhandnehmen eines Parteigeistes, dem Freiheit nur den Übergriff aller in alles bedeutete. Wir wissen heute, wie berechtigt dieser prophetische Schrecken war und auch jener andre vor dem babylonischen Turm, zu dem die Maschinenindustrie und das mit ihr verbundene Bankwesen eben damals die Fundamente legten und in dessen Trümmern wir Heutigen haushalten müssen. Es gab Momente, in denen er an der Zukunft seiner engeren Welt verzweifeln wollte, Momente, in denen er das um ihn her in krisenhafter Zeit verarmende Volk als ein »Volk ohne Raum« vorempfand.<sup>17</sup>

Das verschlägt einem fast die Sprache. Nicht genug, dass Schröder hier, erstens, die Gelegenheit nutzt, um die »demokratische[n]« Neigungen Goethes erheblich einzuschränken. Zweitens verurteilt er die Moderne – veranschaulicht durch den Hinweis auf die Technologisierung der Welt und den Kapitalismus – als Auswuchs einer abwegigen Auffassung von Freiheit. Diese sei – so wird impliziert – schrankenlos und gleichmacherisch. Schröder geht noch weiter, indem er, drittens, suggeriert, dass Goethe auch den Ruin dieser damals noch jungen Ideologie vage, vielleicht nur instinktiv, voraussah oder –fühlte und gleichermaßen das »vorempfand«, was diese schädliche Ideologie sozusagen als Gegenmittel eines Tages bekämpfen und ersetzen sollte. Der Inhalt dieses von Goethe vorempfundene Heilmittels wird mit dem Hinweis auf die geladene Phrase vom »Volk ohne Raum« angedeutet. Es kann kein Zufall sein, dass im Jahre 1934 diese berüchtigte

16 GW2,468.

17 GW2,471.

Formel, die der 1926 erschienene Roman von Hans Grimm zu einem geflügelten Wort und noch mehr zu einer wirksamen politischen Parole werden ließ – da ich in Chicago lebe, hat es mich besonders interessiert zu erfahren, dass das einzige Buch, das die deutsche Literatur auf der Weltausstellung *A Century of Progress* repräsentierte, die 1933/34 in Chicago abgehalten wurde, eben Grimms Roman *Volk ohne Raum* war –, als krönender Abschluss von Schröders Betrachtung des politischen Werdegangs Goethes wie auch der Deutschen insgesamt steht.

Doch was beabsichtigte Schröder genau mit diesen Zeilen und diesen Vergleichen? Wollte er sich den neuen Machthabern gefällig zeigen, indem er den großen Dichturfürsten zu einem Herold der neuen Realität ummodelte, und somit gewissermaßen präemptiv und unaufgefordert eine literarhistorische Gleichschaltung vornahm? Das ist möglich, dergleichen haben unzählige Andere getan, aber Gewissheit darüber scheint es nicht zu geben. Vielleicht war es nur ein halbherziger, etwas unbeholfener und im Nachhinein eher peinlicher Versuch, die aktuelle Relevanz eines toten Klassikers zu unterstreichen, um ihn dadurch vor noch schlimmerer Vereinnahmung zu schützen. Oder vielleicht steckt etwas völlig anderes dahinter. Wir wissen es nicht. Gewiss ist allerdings, dass Schröder in dieser Zeit manchmal auch über weniger statthafte Themen schrieb, so zum Beispiel ein Jahr später, als er einen Aufsatz über Thomas Mann zu seinem 60. Geburtstag verfasste.<sup>18</sup> Jedoch lässt auch hier die Akzentsetzung des Essays einen eigentümlichen Eindruck entstehen. Nach einer umschweifenden und nicht besonders mitreißenden – oder, wie Thomas Mann selber in seinem Tagebuch notierte, einer »gedämpft herzliche[n]«<sup>19</sup> – Würdigung seiner literarischen Werke begegnen wir plötzlich dieser auch nicht gerade erwarteten Aussage:

Sein Kriegsbuch, *Betrachtungen eines Unpolitischen*, enthält in einem gewissen Sinne das Bedeutendste und Entscheidendste, das er, oder wenigstens der Denker und Beobachter in ihm, bislang zu sagen gehabt hat.<sup>20</sup>

Das überrascht und hat wohl auch Thomas Mann nicht wenig überrascht, wenn nicht irritiert, als er den Aufsatz las, da er sich ja spätestens 1922 mit seiner Rede *Von deutscher Republik* von den in seinem

18 Vgl. den Beitrag Eschenbach.

19 Thomas Mann: *Tagebücher 1935–1936*. Hg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt a.M. 1997, S. 100. Thomas Mann schreibt dies im Blick auf eine Besprechung Schröders von Manns *Leiden und Größe der Meister*, die zur selben Zeit erschien, aber der Hinweis trifft auch hier den Ton.

20 GW2,1011.

»Kriegsbuch« vertretenen Ansichten entschieden distanziert hatte und anschließend versuchte, das Buch aus seinem Œuvre zu verdrängen, indem er die Aufnahme der *Betrachtungen* in seine *Gesammelten Werke* verweigerte und zeitlebens eine Übersetzung ins Englische unterband. Nicht mehr überraschend dagegen dürfte inzwischen Schröders Wertung des Buches sein. »Der Titel«, schreibt er, »gehört unter jene ironischen Selbstverkleinerungen, die ihrerseits zu den Kunstmitteln der Prosa Thomas Manns gehören.« Denn: »Das Buch selbst ist durch und durch politisch, schon weil es durch und durch sittlich ist; denn Politik ist praktisch gewordene Sittlichkeit, wenn sie überhaupt irgend etwas ist.«<sup>21</sup> Um zu verdeutlichen, was Schröder konkret damit meint, exzerpiert er zwei Seiten lang anerkennend aus dem Buch, von dem Schröder pauschal behauptet: »Jedes Wort in ihm ist der Hammerschlag auf den Nagel«,<sup>22</sup> und unter anderem folgende Stelle zitiert: »Der gothische Mensch ist der Mensch der neuen Intoleranz, der neuen Antihumanität des Geistes, der neuen Geschlossenheit und Entschlossenheit, des Glaubens an den Glauben; er ist der nicht mehr bürgerliche, der fanatische Mensch.«<sup>23</sup> Schröder kommentiert diese bei aller gebotenen Kontextualisierung und Historisierung immer noch recht bedenklichen Worte lediglich mit dem lapidaren Hinweis, »daß diese um 1917 herum geschriebenen Dinge heut noch genau so zeitgemäß sind, wie sie es damals waren.«<sup>24</sup>

Ich bin wahrscheinlich nicht der Einzige, der Schwierigkeiten damit hat, sich einen Humanismus vorzustellen, der in seiner Konzeption für »Antihumanität« und »Intoleranz« Platz hätte, oder zu verstehen, wie sich diese Geisteshaltungen, die gemeinhin als absolute Gegensätze gelten, in dem Geist eines einzelnen Menschen sich nicht aufheben oder völlig auflösen müssten. Es mag sein, dass Schröder selbst zu dieser Einsicht gekommen ist und sich rechtzeitig vergegenwärtigte, dass er sich auf einen unhaltbaren, sich zwangsläufig aufspaltenden Weg begeben hatte. Ein bemerkenswertes Indiz für diese Annahme ist ein weiterer, ebenfalls wesentlich politischen Überlegungen gewidmeter Aufsatz aus dem Jahr 1935 mit dem programmatischen Titel *Horaz als politischer Dichter*. Auch hier notiert Schröder gleich zu Beginn des Essays: »Der Begriff der politischen Dichtung hat lange Zeit zu denen gehört, die man am liebsten in Anführungszeichen schrieb oder dachte«,<sup>25</sup> und der Rest des Textes stellt den Versuch dar, diese Anführungszeichen zu beseitigen und seinen Lesern die Realität politi-

21 GW2,1012.

22 GW2,1012.

23 GW2,1014.

24 GW2,1014f.

25 GW2,178.

scher Dichtung vor Augen zu führen – und dabei so etwas wie das eigene politische Vermächtnis zu liefern.

Der Aufsatz ist, man muss es sagen, nicht leicht zu verstehen, setzt er doch eine mehr als oberflächliche Kenntnis des Horaz und seiner Welt voraus. Wie üblich bei Schröder wird das meiste und erst recht das Wichtigste mittelbar und verhüllt ausgesprochen, aus weiter Ferne skizziert und nur leise angedeutet. Schon die Wahl des Stoffes und des Zeitalters ist bedeutsam, wird aber im Aufsatz nie direkt thematisiert: Horaz, ich darf in Erinnerung rufen, lebte von 65–8 v. Chr. und hat also den Übergang von der römischen Republik zum Imperium erlebt, jene folgenreiche Umwandlung nach der Ermordung Caesars im Jahre 44 und den anschließenden blutigen Bürgerkriegen, die die republikanische Staatsform Roms abschaffte und schließlich in die diktatorische Alleinherrschaft, das sogenannte Prinzipat, des Kaisers Oktavian, genannt Augustus mündete.

Die Zerschlagung einer Republik also, gefolgt von der Errichtung eines Reiches, das von einem einzigen allmächtigen Gewalthaber geführt wird: Die Parallelen zu Schröders eigener Zeit sind natürlich offenbar und durchaus vorsätzlich, doch was er damit genau bezwecken wollte, ist weniger klar. Über die Gestalt des Augustus äußert sich Schröder merklich bedachtsam, ohne sich auf ein eindeutiges Urteil einzulassen, ja er schließt jedwede Eindeutigkeit im Festlegen seines Wesens prinzipiell aus:

Octavian-Augustus. – Der Januskopf hat den Geschichtsschreibern seit je zu schaffen gemacht. Sie hätten am liebsten die Doppelherme auseinandergesägt, um so den Bewirker der Proskriptionen und den der Pax Romana gesondert in Händen zu halten. – Aber es will mich dünken, als würde man, statt dem Rätsel dieses Menschen mit der charakterologischen und psychologischen Sonde zu Leibe zu gehen, besser bei der Erkenntnis beharren, daß das undurchdringlichste unter allen politischen Ingenien unsrer Welt einem Manne eignete, der mit der dämonischen Signatur des homo fati gezeichnet war wie keiner vor ihm und nach ihm, und dem dergestalt mit einer der nachspürenden Deutung nicht mehr zugänglichen Unausweichlichkeit verhängt war, dem Gebot jeder Stunde, der schlimmen wie der gesegneten, unter Einsatz aller Kräfte und bis zur völligen Verdunklung der eigenen Person nachzukommen. Wir kennen und ehren mit gleicher Enthaltbarkeit auf anderem Gebiet schöpferische Ingenien, an denen neben ihrer dämonisch gebundenen Sendung das eigene Menschliche wie ausgelöscht erscheint.<sup>26</sup>

26 GW2,190.

Konfrontiert mit einem solchen abgründigen, ja dämonischen »Mann des Schicksals«, der die Eigenschaften eines Ungeheuers und eines Gottes in sich vereinigt, der einerseits die eigenen Bürger ächten, enteignen und umbringen lässt – das war ja der Sinn der Proskriptionen –, der aber andererseits einen dauerhaften inneren Frieden stiftet, war Horaz, wie jeder, der sich in einer ähnlichen Situation befände, im Besitz begrenzter Möglichkeiten. Wollte er Dichter bleiben und sich nicht ins Exil treiben lassen – oder noch Schlimmeres erleiden müssen –, musste er sich über kurz oder lang den neuen Umständen fügen, um überhaupt noch sprechen zu dürfen. Wollte er aber seiner Vergangenheit und sich selber treu bleiben, musste er einen Modus finden, der es ihm erlaubte, das Althergebrachte in das neue Gefüge hinüberzuretten. Auch hierzu schreibt Schröder in einer langen, leicht obskuren Passage Aufschlussreiches, das gleichzeitig als Kommentar, sogar als halb versteckte Allegorie seiner eigenen gegenwärtigen Lage gelesen werden kann und muss. Es geht um die berühmte sechzehnte Ode des zweiten Buches, die mit den Worten anfängt »Otium divos rogat«:

Und wenn [die Ode] auch kein im engeren Sinne politisches Gedicht ist, so bestimmt doch die mit dem Prinzipat einhergehende politische Umwertung aller Werte aufs deutlichste ihren Gedankengang. Seit es klar war, daß allem formalen Entgegenkommen zum Trotz die Alleinherrschaft für alle Zukunft das politische Bild Roms zu prägen berufen sei, hatten der ambitus, die alte Ämterbewerbung, und das negotium, die alte Teilnahme jedes einzelnen an den Staatsgeschäften, viel von ihrem Anreiz und ihrer Würde verloren. – Und wenn wir unter den vielen Deutungen, deren der düstere Ausklang der Römeroden fähig ist, uns für einen Augenblick die wenigst pessimistische zu eigen machen, so würde er etwa auf diese zunehmende Entwertung der alten römischen Herrenpflicht und Herrenwerbung zielen. – Der neue Staat brachte ein neues Ideal; und die vorangegangenen Wirren hatten diesem freilich bescheidenen, ja, wenn man will, negativen Ideal die düstere Folie geliehen. – Was Wunder, wenn aller heroisierende Rückblick und aller mahnende und sorgende Vorausblick unsres Dichters, grade weil er der Blick eines Dichters war, sich letzten Endes diesem neuen, dem altrömischen Wesen freilich erschreckend fremden Wunschbild der Nation zuordnete, das denn doch alles in allem schon das höchste irdische Wunschbild auch des Vergil gewesen war: otium.<sup>27</sup>

Muße, Einkehr, Besinnung: All das umfasst das mit dem Wort »otium« bezeichnete antike Lebensideal, und das war alles, was nach Schröder

27 GW2,205.

Horaz zu Zeiten der unumschränkten Gewalt eines Diktators übrigblieb. »Nihil est ab omni parte beatum« – Nichts ist in jedem Teil gut: das ist die fatalistische Losung des alten Dichters, womit der Aufsatz resümierend, resignierend schließt, nämlich: »Verzicht aus der Erkenntnis heraus, daß Besseres als das unter dem Prinzipat Erreichte nicht mehr zu gewinnen und zu wünschen sei.«<sup>28</sup> Demgemäß verschante sich Horaz weit weg von Rom auf dem von seinem Gönner Maecenas ihm geschenkten Landgut in den Sabinerbergen. 1935, im gleichen Jahr, in dem sein Essay über Horaz erschien, verließ Schröder auf immer die freie Hansestadt Bremen und siedelte sich im oberbayerischen Bergen im Chiemgau an, wo er bis zum Ende seines Lebens auch blieb.

Wir wissen, dass Schröders dezidierte Hinwendung zum Christentum gleichfalls um diese Zeit einsetzt oder sich zumindest zu intensivieren beginnt. Es war, darf man den Zeugnissen seiner Freunde trauen, kein plötzlicher oder dramatischer Vorgang; es gab anscheinend keine Paulinische Bekehrung. In seiner Erinnerung im Gedenkbuch von 1963 schreibt Kurt Ihlenfeld darüber:

Schröder hat nie von einem solchen Ereignis gesprochen und hat es nie tun können, weil es das in seinem Leben nicht gegeben hat. [...] Gewiß bedeutete [seine Umkehr] auch bei ihm eine Revision früherer Anschauungen, doch nicht im Sinne eines Bruches [...], sondern im Sinne ständiger Auseinandersetzung.<sup>29</sup>

Welche »Anschauungen« revidiert wurden, erläutert Ihlenfeld nicht. Vielleicht hat er es gar nicht gewusst. Denn, erklärt Ihlenfeld ganz richtig, »die Gesetze des inneren Lebens, sofern dieses in Berührung mit dem »innersten« steht [...], entziehen sich unserer Kenntnis, unserer Einsichtnahme.«<sup>30</sup> Etwas später fügt Ihlenfeld interessanterweise hinzu:

Es war um Schröder, das möchte ich aus der Erinnerung und im Gegensatz zu der üblichen rhetorischen Verklärung seiner Person sagen [...] manchmal ein merkwürdig tragisches Glänzen oder besser: Dunkeln. Er hatte Wunden davongetragen, über die er selten und dann mit halb andeutenden, halb verdeckenden Worten sprach. Er war im Grunde – um den biblischen Ausdruck zu gebrauchen – ein »Entronnener«.<sup>31</sup>

28 GW2,206.

29 Ihlenfeld (Anm. 3), S. 51.

30 Ebd.

31 Ebd., S. 64.



Kein Widerstand also, sondern eher eine Flucht, eine jähe, aber dafür vollkommene Abkehr nach einem anfänglichen ... Was? Wie es benennen? Tastende Akkommodation? Ein flüchtiges und schnell bereutes Liebäugeln? Ernsthaftes Ersuchen, das unerwidert blieb? Darauf gibt es keine Antwort. Klar scheint nur, dass Schröder in allerletzter Minute ein Entkommen, meinerwegen ein »Entrinnen« gelungen ist, das sowohl sein Seelenheil als auch sein Gewissen womöglich – wer weiß es? – rettete. Aber ob das genug sein soll, Rudolf Alexander Schröder unsere Achtung zu schenken, bleibt meines Erachtens eine offene Frage.

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2015  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)  
Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond  
Druck: Hubert & Co, Göttingen  
ISBN 978-3-8353-1768-0